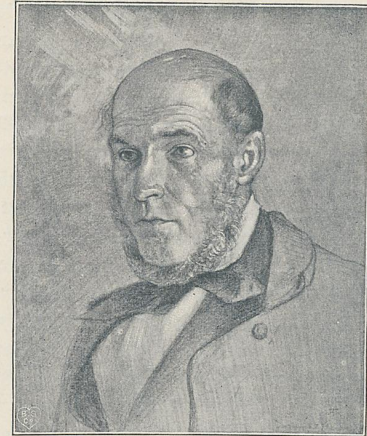


Hans Thoma.

Neue Variationen über
ein altes Thema
von
Henry Thode.



Wer vor nunmehr einem Jahrzehnt von Hans Thoma und seiner Kunst sprach, konnte nur bei ganz Vereinzelteten eine Kenntnis, oder, besser gesagt, eine allgemeine und zwar recht unbestimmte Vorstellung von dem Wesen und Schaffen dieses Meisters voraussetzen. Heute ist dies anders: die gesamte „gebildete Welt“ in Deutschland spricht das Wort Thoma mit jener Geläufigkeit aus, welche das untrügliche Anzeichen davon ist, dass der Träger dieses Namens zu den ausserordentlichen Berühmtheiten gezählt wird, man mag nun wie immer seinen Werken gegenüber sich verhalten: kopfschüttelnd oder verzückt, oder aber, was dem „maassvollen“ Kritiker immer am besten ansteht, mit überlegener Ruhe teilweise billigend, teilweise verurteilend. Damals, noch Ende der achtziger Jahre, musste der für solche grosse Kunst Begeisterte es sich gefallen lassen, für einen halben Narren gehalten zu werden und sich als Kunstkenner und Ästhetiker zu kompromittieren. Heute haben sich die Phrasen über das Eigentümliche dieser „Individualität“ — einer unter den vielen in unsrer begnadeten individualitätenreichen Zeit! — so glücklich formuliert und festgesetzt, dass ein Jeder, hat er nur Witterung für den „Erdgeruch“ dieser Gemälde und weiss er vom Schwarzwälder Bauernleben zu erzählen, un-

gestraft Thoma entdecken und in einer dem allgemeinen Geschmack wohlgefälligen Weise über ihn sich auslassen darf.

Unser Verhältnis zur Kunst — gestehen wir es uns nur! — ist so unkünstlerisch wie nur denkbar. Nur in unserer eigenen Reflektion suchen wir die Wirkung und damit die Bedeutung des Kunstwerkes. Was es uns zu denken giebt, was wir darüber sagen können, das erscheint uns das Wichtige. Statt dass wir uns dem Eindrucke ganz hingeben, uns selbst in ihm verlieren, um uns dann bereichert wiederzufinden, beziehen wir die Kunst auf uns, machen sie unseren Wünschen und Theorien dienstbar, d. h. wir vernichten sie als Kunst, um sie in ein Objekt unseres Verstandes zu verwandeln. Die Erklärung für dieses falsche Verhältnis liegt

im tiefsten Grunde darin, dass in unserem XIX. Jahrhundert das bildende Schaffen keinem allgemeinen inneren Bedürfnisse weder des Volkes noch der höheren Stände entspricht, also nicht ein natürliches ist, sondern bloss einem äusserlichen und geistigen Luxusverlangen dient, daher willkürlich, künstlich genannt werden muss. Nirgends eine durch gemeinsame Ideen bedingte heilsame Beschränkung auf bestimmte Vorstellungen und Anschauungsweisen, aus welcher Beschränkung ja einzig Freiheit hervorgehen kann, nir-



Kreide-Zeichnungen: Drei Verwandte von Hans Thoma.